

Leitartikel

Der bedrohte Schatz vor der Haustür

Das Klagegeld wird schon so lange und so oft gesungen, dass man es fast nicht mehr hören mag: Die Streuobstwiesen im Land verbuschen. Traditionsreiche Bäume sterben, ein wichtiger Lebensraum für Pflanzen und Tiere geht verloren. Doch das ist nun einmal so wahr wie traurig. Und wenn sich das Lied nicht endlich in vielen Ohren verfängt, wird es nicht mehr lange zu hören sein. Dann sind Streuobstwiesen tatsächlich und endgültig verschwunden. Und damit ein bedeutender Teil unserer Kulturlandschaft.

Kulturlandschaft – das ist ein sehr abstrakter Begriff, der für etwas sehr Konkretes steht. Nämlich dafür, dass es bei uns zwischen Alb und Neckar so schön ist. Wenn geht nicht das Herz auf, wenn er im Frühjahr durch ein Meer von Kirschblüten spaziert? Oder wenn im Herbst rotorangene Flammen die Hänge erleuchten. Oder, oder, oder. Kulturlandschaft bedeutet allerdings auch: Sie ist nicht gegeben, sondern vom Menschen geformt. Die Geschichte der Streuobstwiesen beginnt mit den Römern, die Apfel-, Birnen- und Kirschbäume vor etwa 2000 Jahren mit über die Alpen brachten. In Klöstern wurde die Importware edelt und vermehrt. Und im Auftrag der Landesherren wurden die neuen Kulturen an Wegen, auf Äckern und in Weinbergen verbreitet. Im Fall einer schlechten Ernte auf den Feldern, so der Hintergedanke, gab



VON VERENA MAYER

Streuobstwiesen machen Arbeit – doch die lohnt sich, macht Spaß und passt perfekt in unsere Zeit.

Seit klar ist, wie bedroht die Flächen sind, wurde viel unternommen, um die Kehrtwende zu schaffen. Es gibt Förderprogramme auf allen Ebenen. Städte bezuschussen das Pflanzen junger Hochstämme, Landkreise bezahlen Aufpreise für Mostobst, das Land gibt Geld für das Schneiden der Bäume, und Vereine werben unermüdlich und kreativ für den bedrohten Schatz vor der Haustür. So gibt es in einigen Supermärkten erstmals Äpfel von Streuobstwiesen zu kaufen. Doch ist aus all den schönen Puzzleteilen noch kein schönes Bild geworden – und das kann es auch nicht, solange nicht allen klar ist: Streuobst macht nicht nur Arbeit, sondern vor allem Spaß und Sinn.

Um eine Streuobstwiese kümmert man sich nicht, weil es Geld dafür gibt, sondern weil man es möchte. Weil es eine Freude ist, eigenen Saft zu pressen oder Schnaps zu brennen. Weil man einen Platz hat, um sich zu erholen oder fit zu halten. Zu Großmutters Zeit war die Wiese alternativlos, heute ist sie eine Alternative zum Alltag, bei der man nebenbei die Welt im Kleinen rettet. Man sichert den Lebensraum für Tausende Pflanzen und Tiere und schützt das Klima. Die Pflege einer Streuobstwiese ist das passende Hobby für unsere Zeit. Nach dem Motto: freitags zur Umweltdemo und samstags aufs Wiesenstückle.

verena.mayer@stzn.de

mehr lohnt, oder besser: nicht mehr rechnet. Der Niedergang begann in den 1960er Jahren. Das feine Tafelobst kam nun von Plantagen am Bodensee, der Saft in Form von Konzentrat aus dem Ausland, und der Preis für Streuobst fiel. Zudem war in der Industrie inzwischen mehr Geld zu verdienen, und die Flächen wurden anderweitig benötigt: für riesige Äcker oder Neubaugebiete. Von den 18 Millionen Streuobstbäumen, die anno 1965 im Land blühten, waren 2018 noch 7,1 Millionen da. Und davon sind viele in einem so schlechten Zustand, dass sie nicht mehr lange leben.

Wirtschaftlich rechnet sich eine Obstwiese kaum.

es die Chance auf eine reiche Ernte an den Ästen. Dank der speziellen Erbsitte der Realteilung trieben die Obstbäume in Württemberg besondere Blüten. Weil Flächen zu gleichen Teilen unter allen Nachkommen aufgeteilt wurden, wurden die Stücke immer kleiner – und die Bäume darauf immer mehr. Als sich die Äcker mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts schließlich nach und nach in Grünland verwandelten, formte sich das Bild der heutigen Streuobstwiesen.

Dass sie nun vom Aussterben bedroht sind, liegt daran, dass sich die Arbeit nicht